



3. Mai 2002: Vom Wandel der Mitteilungsgesellschaft – Kommunikation schafft Gemeinsamkeit

**Referat von Moritz Leuenberger,
Bundesrat und Vorsteher des Eidg. Departements für
Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (UVEK)**

Beim Wort Kommunikation denken viele- und ich nehme mich nicht aus-
zuerst einmal an das BAKOM, an die ComCom, an Kommunikationssatelliten,
Digital-TV, Gatekeeper, Un-bundling, Bitstreams und andere Phänomene, die nicht
auf Deutsch übersetzt, geschweige denn verständlich erklärt werden können. Was
aber ist Kommunikation eigentlich?

Sie ist durchaus auf Deutsch zu übersetzen und heisst Mitteilung;
kommunizieren bedeutet mitteilen: Ich teile jemandem eine Information, einen
Sachverhalt oder eine Meinung mit. So teile ich mit ihm das Wissen um diese
Information, und es entsteht eine Gemeinsamkeit. Kommunikation schafft also
Gesellschaft.

Eine Mitteilung erfolgt in erster Linie durch das Wort: "Im Anfang war das
Wort", steht im Johannes-Evangelium. Mit anderen Menschen zu sprechen ist eine
Fähigkeit, die nicht alle beherrschen. Voraussetzung ist nämlich zunächst die
Fähigkeit, mit sich selbst sprechen zu können, ein Selbstgespräch in Gang zu
setzen, sich einen imaginären Gesprächspartner vorzustellen und sich in seine
Denkweise zu versetzen. Die Gemeinsamkeit kann also erst aus der Einsamkeit
entstehen. Wer nicht zu einem inneren Dialog fähig ist, kann auch kaum mit anderen
Menschen sprechen. Seine Kommunikation besteht dann in der blossen Weitergabe
einer Information oder von Befehlen. Das jedoch ist keine Kommunikation, keine
Gemeinschaft.

Was zwischen zwei Menschen gilt, ist bei der Kommunikation der Medien
nicht anders. "Im Anfang war die Presse, und dann erschien die Welt", schreibt Karl
Kraus. Kommunikation, durch Medien kann dialogisieren, kann aufklären. Sie kann
aber auch manipulieren oder in- doktrinieren, was ebenfalls keine Kommunikation ist,
die Gemeinschaft herstellt. Die lateinische Schriftsprache, beispielsweise, diente im
Mittelalter der Ausgrenzung und zur Verhinderung des gesellschaftlichen Dialogs.
Der Kampf um die Bibliothek in Umberto Ecos "Der Name der Rose" beschreibt die
Versuche, eine Demokratisierung kritischen Wissens zu verhindern.

Auch die kritische Phantasie musste im Zaum gehalten werden: mit strikten
Regeln, wie ein Gebäude oder ein Bild zu gestalten sei. Es ging nicht um den
Diskurs, die Wandgemälde in den Kirchen hatten disziplinierende Funktion: sie
mussten die Gläubigen auf Kurs halten.

Gegen diese Einbahn-Kommunikation wehrte sich Martin Luther. Die Folge
waren die Bilderstürme. Es war der Kampf gegen ein Massenmedium, das den
Menschen die Sprache nahm. Politikdarstellung am Fernsehen. Wie ist das heute?

Nehmen uns die neuen Gemälde, die allzeit präsenten Fernsehbilder, ebenfalls die Sprache und das kritische Denken? Brauchen wir einen neuen Bildersturm, einen gegen die flüchtige mediale Berichterstattung, die auf Tempo und Überraschung setzt und welche beim Zuschauer kein kritisch hinterfragendes Selbstgespräch in Gang setzt?

Zwischen TV-Realität und demokratischer Politik bestehen grosse Unterschiede, vor allem beim Tempo: Eine Demokratie darf sich nicht an Geschwindigkeit und Effizienz orientieren. Das Ziel ist, für möglichst Viele tragbare Lösungen zu finden, darum führt der Weg zum Ziel gezwungenermassen über Umwege: Gespräche, Kompromisse, Runde Tische. Alle wichtigen Verfassungsentscheide unseres Jahrhunderts sind in einem mehrmaligen Hin und Her zustande gekommen. Das gilt für die Sozialwerke, das Frauenstimmrecht, das Steuersystem, den UNO-Beitritt.

Die demokratische Politik mit ihrem grosszügigen Zeitbegriff, mit ihren vielen Akteuren und mit ihren unübersichtlichen Fronten kann im Fernsehen kaum angemessen dargestellt werden. Wütende Chauffeure und schlitternde Lastwagen auf schneebedeckter Fahrbahn entsprechen eher der Logik des Fernsehens als komplizierte Verhandlungen zwischen Bund, Kantonen und Verbänden um Dosierungssysteme und Stauräume.

Doch die Politik kommt ums Fernsehen nicht herum. Politik ohne Öffentlichkeit ist keine demokratische Politik. Zudem ist es ja nicht so, dass politische Abläufe im Fernsehen nicht auch bildhaft dargestellt werden könnten. Im Bildmedium Fernsehen steckt - wie übrigens auch in der Boulevardpresse - demokratisches Potential, und ich anerkenne mit grossem Respekt die Fähigkeit von TV-Profis, politische Sachverhalte Menschen nahe zu bringen, die sich sonst nicht mit Politik befassen würden. Fernsehunterhaltung und demokratische Politik Unterhaltungssendungen im Fernsehprogramm nähmen zu und dies führe automatisch zu einer Entpolitisierung der Gesellschaft. In dieses Klagelied kann ich nicht einstimmen. Diese pessimistische Sicht erliegt dem Kurzschluss, Unterhaltung stehe prinzipiell in Widerspruch zu gesellschaftlichen Anliegen und fördere die Gleichgültigkeit gegenüber politischen Fragestellungen. "Man schaltet das Gerät ein, um abzuschalten", seufzt Hans Magnus Enzensberger.

Das stimmt nicht. Wie Geschichten, Sagen und Märchen enthält auch die Fernsehunterhaltung nebst den vergnüglichen Anteilen immer auch Elemente der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung. Das hat sogar ein Gericht, das deutsche Bundesverfassungsgericht, festgestellt: "Es wäre einseitig, anzunehmen, Unterhaltung befriedige lediglich Wünsche nach Zerstreuung und Entspannung, nach Wirklichkeitsflucht und Ablenkung. Sie kann auch Realitätsbilder vermitteln und stellt Gesprächsgegenstände zur Verfügung, an die sich Diskussionsprozesse und Integrationsvorgänge anschliessen können, die sich auf Lebenseinstellungen, Werthaltungen und Verhaltensmuster beziehen."

Gerade die so belächelten Soaps erfüllen diese gesellschaftliche Funktion. In der "Schwarzwaldklinik" gibt Chefarztgattin Brinkmann nach der Geburt ihres Kindes den Wiedereinstieg in den Beruf als Ärztin auf, als sich beim Sohn Entwicklungsstörungen bemerkbar machen, und widmet sich ganz der Betreuung des Kindes. Diese Provokation von Frau Brinkmann rief die damalige deutsche Familienministerin auf den Plan - im politischen Teil der Medien. Sie rügte, die einseitige Darstellung transportiere veraltete Rollenklischees, erzeuge negative Einstellungen gegenüber jungen berufstätigen Müttern und verunsichere diese.

Bisher hat das VBS noch nicht Stellung genommen zu "Lüthi und Blanc", wo rassistische Vorfälle in der Schweizer Armee gespielt werden.

Neue Technologien: Wird alles anders? Doch all diese Gedanken über positive und negative Folgen der Fernsehunterhaltung sollen sich ja sowieso bald erübrigen. Behauptet wird, die Tage des Fernsehens seien gezählt. Mediennutzung geschehe künftig interaktiv, das Publikum werde zum Programmdirektor, stelle sich aus einer Vielzahl an Angeboten sein Programm selbst zusammen entsprechend und konsumiere dieses persönliche Menü dann, wenn es Zeit habe. Solche Prophezeiungen gab es schon vor 25 Jahren, aber die Realität zeigt, dass trotz der Neuen Medien laufend mehr Fernsehen geschaut wird.

Wie ist es beim Internet? Ist die Hoffnung berechtigt, es eröffne jedermann die Möglichkeit, sich seine Informationen selbst zusammen zu suchen und sich nicht mehr von Medien vor- schreiben zu lassen, was wichtig sei; und es eröffne jedermann die Möglichkeit, sich in der Öffentlichkeit zu äussern, was zu einem Demokratisierungsschub führe? Und wird es den Familienkreis endgültig in einzelne Individuen auflösen, diesen Familienkreis, den das Fernsehen zunächst zum Halbkreis aufgebrochen hat (damals als familien- zerstörend beklagt, heute bereits nostalgisch verklärt)?

Mit dem Aufkommen neuer Medien werden unerfüllbare Hoffnungen verbunden. Das ist nicht neu. Das gab es schon beim Aufkommen des Fernsehens. Wer mag sich nicht mehr an die Lobpreisungen auf das damals neue Medium als Bildungsinstitution erinnern? Und heute ist selbst der Telekolleg verschwunden.

Kommt dazu, dass ein neues Medium oft nicht so genutzt wird, wie sich das die Erfinder vor- gestellt haben: So stellte Graham Bell das neu erfundene Telefon an der Weltausstellung in Philadelphia von 1876 als ein Medium vor, welches den Zuhause- gebliebenen ermöglichen sollte, ein Konzert mitzuhören. Von Gesprächen von Haus zu Haus war damals nur am Rand die Rede.

Oder wer hätte sich vor ein paar Jahren, als das damalige Autotelefon aufkam, gedacht, dass SMS-Nachrichten zum wichtigsten Kommunikationsmittel der Jugend werden? (Und manchmal auch der Bundesräte, wenn sie sich in einer Sitzung einsam fühlen.) Die Medienentwicklung folgt offenbar nicht bloss kalkulierter Strategie von Technikern und Produzenten, sondern scheint von der spontanen Innovation oder Spielfreude des Konsumenten abzuhängen. (Sie ist nicht kalkulierbar: In Frankreich setzte sich Anfang der neunziger Jahre das Minitel durch, es erschwerte dem Internet die Verbreitung und hält sich noch heute. Videotex, das Pendant zum Minitel in der Schweiz, hingegen steht bereits im Museum. Warum mögen Franzosen etwas, das Schweizern fremd ist? Niemand weiss es.) Schliesslich lehrt uns die Erfahrung, dass ein neues Medium bestehende Medien in der Regel nicht ersetzt, sondern ergänzt.

Das Radio ist dem Fernsehen nicht gewichen; es hat sich aber im Verlaufe der Zeit geändert. Die Zeit, da Radio Beromünster mit seinen Gotthelfhörspielen die halbe Bevölkerung von der Strasse lockte, ist längst vorbei. Radio ist heute entweder Begleitmedium, oder wir brauchen es, um uns rasch über das Neueste zu informieren. Sogar in Stein gemeisselte Botschaften gibt es noch heute. Das Aufkommen des Papyrus hat die Steintafel nicht verdrängen können, obwohl auf Papier viel leichter zu schreiben und es auch einfacher zu transportieren war. Aber Stein ist bis heute das einzig richtige Medium geblieben an Orten, wo über Jahre hinweg gegen Wind und Wetter verkünden soll, wer da begraben liegt.

Die neuen interaktiven Medien beeinflussen unsere Gesellschaft nachhaltig. Aber nicht, indem sie die traditionelle Mediennutzung ersetzen. Nein, es ist die zwischenmenschliche Kommunikation, die sie verändern.

"Bei jedem Brief, den man schreibt", schrieb Franz Kafka an Milena,
"trinkt ein Gespenst die Küsse aus, bevor er ankommt, vielleicht sogar bevor er
abgeht, so dass man schon wieder den nächsten schreiben muss."

Heute muss niemand mehr warten: Kaum sind Fax, Email oder SMS abgeschickt, trifft schon die Antwort ein. Gefühle können direkt über Kontinente ausgetauscht werden, und schon manche zwischenmenschliche Beziehung dürfte so zustande gekommen sein, die vorher im Warten auf die Post erlahmte. Dies hat auch Einfluss auf die Schriftkultur: Gerade bei SMS-Dialogen oder in Chatrooms nähert sich die Schrift der gesprochenen Sprache an. Sie wird flüchtig, aber auch spontaner, und es entwickeln sich neue Schriftzeichen, die Gefühle ausdrücken sollen und die von einem Computer bereits direkt in ein Bild verwandelt werden (ein Doppelpunkt und anschliessend eine rechts-schliessende Klammer bedeuten: Es geht mir gut, der Computer übersetzt die beiden Zeichen direkt in ein ☺. Oder, mit linksseitiger Klammer in ein ☹).

Politische Folgen: "Wenn der Wind des Wandels weht, bauen die einen Mauern und die anderen Windmühlen", sagt ein chinesisches Sprichwort. Gegen neue Medien nützen staatliche Mauern nichts. Die neuen Technologien - etwa Satellitenübertragung oder Internet orientieren sich nicht mehr an Staatsgrenzen und lassen die national staatliche Politik oft leer laufen. Der Staat verfügt zwar nach wie vor über hoheitliche Verfügungsgewalt. Er ist aber zu langsam, um rechtzeitig wirkungsvolle Massnahmen treffen zu können.

Gibt es eine Medienpolitik, welche mit Windmühlen den Wind des Wandels nutzt? Mit der Revision des Radio- und TV-Gesetzes versuchen wir es, indem wir klar trennen zwischen privaten Veranstaltern und öffentlich-rechtlichen. Wer ein Mehrheitspublikum anspricht, hat dies ausschliesslich über Werbegelder zu finanzieren; wer einen Leistungsauftrag erfüllt, es kann auch ein regionaler sein, hat Anrecht auf Gebührengelder. Nur so können wir in der Schweiz mit ihren vielen Sprachen und Kulturen TV-Programme erhalten, die auch Minderheiten berücksichtigen.

So, wie die biologische Vielfalt eine Voraussetzung für die Evolution lebender Organismen darstellt, braucht es kulturelle und politische Vielfalt, damit sich eine demokratische Gesellschaft laufend erneuert. Denn neue Entwicklungen werden in Gang gesetzt durch unbekanntere und zunächst minderheitliche Positionen, die noch nicht mehrheitsfähig sind. Neuartige Verantwortung übernimmt der Staat auch bei der Kommunikationsinfrastruktur. Die Zeiten sind vorbei, wo der Staat das einzige Telekommunikationsunternehmen der Schweiz betrieb. Und die Zeiten, wo alle damit zufrieden waren, auch.

Die Aufgabe des Staates ist, die Grundversorgung der Bevölkerung zu organisieren und zu garantieren. Er tut dies, indem er einerseits dem Markt die Möglichkeit gibt, Leistungen anzubieten, und andererseits dafür sorgt, dass diejenigen Leistungen gesichert werden, die für Gesellschaft und Demokratie wichtig sind, welche der Markt aber nicht - oder nicht für alle - erbringt. Der Staat hat also den Zugang zu den neuen Kommunikationsmitteln Chancen gleich möglichst allen zu ermöglichen, einerseits technisch, andererseits durch Bildungsoffensiven. Denn nur, wer mit dem Internet umzugehen weiss, kann seine Fähigkeiten und sein Wissen

ausbauen. Wer keinen Netzanschluss hat oder den Umgang mit dem Computer nicht beherrscht, gerät in Gefahr, auch den Anschluss an die Gemeinschaft zu verlieren.

Die Schweiz hat hier nicht nur Verantwortung für die Bürgerinnen und Bürger des eigenen Landes zu übernehmen. Sie muss auch die digitale Kluft zwischen Norden und Süden verringern. Die Schweiz wird sich im Rahmen des Weltgipfels über die Informationsgesellschaft, der im nächsten Jahr in Genf stattfinden wird, dafür einsetzen, dass ein Aktionsplan zustande kommt, der Wege aus der globalen digitalen Spaltung weist. Mitteilungs- statt Teilungsgesellschaft, Kommunikation schafft Gesellschaft - auch unter neuen sozialen und technischen Bedingungen. Jede Anstrengung, Kommunikation herzustellen, ist eine Anstrengung für eine lebendige und lern fähige Gesellschaft. Die Mitteilungsgesellschaft ist nichts Statisches, sondern eine Aufgabe. Ihr Ziel ist Einbinden statt Ausgrenzen, Integrieren in einem weiten Sinne, jede Form von Sprachfähigkeit zu fördern : Jene mit sich selbst, jene mit einem Gegenüber und jene zwischen verschiedenen Kulturen und unterschiedlichen Lebensstilen.

Sprachfähigkeit führt zu Wissen, Wissen ist Macht. Unsere Aufgabe ist es, die Sprachfähigkeit aller zu begünstigen. Wissen ist zu teilen. Dadurch entsteht Gemeinsamkeit. Diese ist zu schaffen, denn das ist die tiefere Bedeutung jeder Kommunikation.